

Podiumsgespräch – ein Auszug

Moderation Frank Walz, Salzburg

SUSANNE HEINE: In vielen Zwischengesprächen ist immer wieder die Frage aufgetaucht: Wie ist es möglich, dass es eine solche Vielfalt an Religionen gibt, wo doch ein Gott die Welt und die Menschen geschaffen hat? Aber die Frage führt so nicht weiter, weil sie von einer Außenperspektive gestellt wird, die sich zudem oft mit einem Absolutheitsanspruch verbindet. Dieser distanzierte Blick von außen ist m.E. falsch, weil die Gläubigen jeder Religion aus einer Gewissheit leben. Das ist für mich ein entscheidendes Stichwort: „Ich bin gewiss, dass Gott mich geschaffen hat. Ich bin gewiss, dass Gott diese Welt in der Vielfalt gewollt hat.“ Ich bin gewiss, aus dem heraus, was mir innerhalb meiner eigenen Religion erkennbar geworden ist. Und deshalb lässt sich so etwas auch nicht einfach lehren. Ich gehe davon aus, dass jeder Mensch, der zu einer gläubigen Gewissheit gekommen ist, eine Erkenntnis gewonnen hat. In der Beschäftigung mit biblischen Texten, in der Teilhabe am gemeinsamen liturgischen Geschehen kann einem Menschen etwas aufgehen. [...] Eine solche Erfahrung ist Geschenk des Heiligen Geistes. Erkennen ist ein passives Empfangen. Lehren und Lernen ist eine Aktivität. Das zu unterscheiden ist für mich ganz wichtig. Diese Gewissheit, die mir geschenkt wird, die ich empfangen, die mich inspiriert, heißt im Arabischen „Ilhām“.

Für mich sind interreligiöse Begegnungen, die das gemeinsame Gebet oder die gemeinsame Feier in der Folge (!) haben, eigentlich nur möglich, wenn alle Betroffenen auf der Ebene dieser Gewissheit sprechen. [...] Aus dieser Gewissheit heraus spreche ich und höre ich den anderen zu. Was dabei herauskommt – und das war in meinem über 30-jährigen Engagement in diesem Bereich immer so – ist erstaunlich: Wir haben Gemeinsamkeiten gefunden, von denen wir nie dachten, dass es sie gibt. Und wir haben Differenzen gefunden, die für uns auch neu waren. Es hat sich damit auch das Bild verschoben. Ich gehe davon aus: Gott ist einer. Die Welt ist Vielfalt. Wenn wir Menschen versuchen, das Eine in unsere Wirklichkeit zu ziehen, kommt der Totalitarismus dabei heraus. Einheit gehört zu Gott und nicht in die Welt.

FRANZ GMAINER-PRANZL: Mir wurde bei dieser Tagung bewusst: Es gibt ein großes Potenzial unter denjenigen, die aus verschiedenen religiösen Traditionen heraus in den Dialog treten. Und Dialog heißt wechselseitige Lernerfahrung. Ich wünsche mir, dass dieses große Potenzial an Lernfähigkeit auch in die Gesellschaft hineingetragen wird – gerade in einer Zeit, in der die Einheitsobsession so stark wird [...]. Das heißt nicht Beliebigkeit und Gleich-Gültigkeit, sondern heißt: In einer pluralen Gesellschaft aus einer Überzeugung, einer Gewissheit heraus zu leben und in Austausch mit anderen zu treten. Ich möchte sogar behaupten, dass Sie hier mit Ihrer interreligiösen Erfahrung und Kompetenz eine Vorreiterrolle in der Gesellschaft spielen können. Und diese Praxis muss auf die Theologie zurückwirken. Statt zu debattieren: „Was darf man, was darf man nicht?“, muss es um die Frage gehen: Aus welcher Gewissheit leben wir und was lernen wir von einander?

KHALID DAFIR: Wie wäre die Welt, wenn wir alle ganz gleich denken würden, die gleiche Religion hätten, wenn wir auch in der Praxis genau die gleichen Handlungen vollziehen würden? Den gleichen Gott ansprechen? Wenn wir gleichsam eine Kopie des anderen wären. Wie Frau

Prof. Heine habe auch ich gestern schon mit Hinweis auf den Koran davon gesprochen, dass die Menschen von Gott dazu prädestiniert sind, uneins zu sein. In der Uneinlichkeit ist Bereicherung möglich. Denn der Mensch kann sich nur anreichern und einen Sinn im Leben finden, wenn er ständig lernt und damit konfrontiert ist, das Andere verstehen zu wollen

Ein ganz wichtiger Grundsatz in der islamischen Religion lautet: *Ihtilāf*, „Meinungsverschiedenheit“. Meinungsverschiedenheit hat im islamischen Kontext schon sehr früh dazu geführt, dass wir Rechtsschulen haben, die teils sehr weit von einander entfernt sind in ihrem Denken, in ihren Konzepten, die sie entwickelt haben. Ich habe gestern auch zitiert, dass es mehrere Verse im Koran gibt, die bestätigen, dass Gott wollte, dass wir verschieden sind, dass wir nicht eine einheitliche Gemeinschaft sind. „Wenn der Herr gewollt hätte, hätte er alle zu einer einzigen Gemeinschaft gemacht.“ Aber das will er ja nicht, weil dahinter ein tiefgründiger und wesentlicher Punkt in der Entwicklung des Menschen liegt. Es gibt da eine sehr zentrale Szene im Koran: Am Anfang der Schöpfung führte Gott ein Gespräch mit den Engeln und sagte: „Ich werde jetzt ein neues Lebewesen erschaffen und auf die Erde schicken“. Da fragten die Engel: „Ist das wirklich was Gutes? Willst du, Gott, nicht lieber uns auf die Erde schicken, die wir gut sind, die wir perfekt sind. Engel haben nicht dieses Potenzial, Fehler zu machen.“ Gemäß einem Hadith *ṣaḥīḥ*, einer authentischen Überlieferung aus einer der wichtigsten Quellen bezüglich Sunna, antwortet Gott darauf: „Ich will ein Lebewesen auf die Erde schicken, das Fehler macht und daran arbeitet, aus seinen Fehlern zu lernen. Und das mich darum bittet, ihm zu verzeihen. Und ich verzeihe ihm. Und es macht wieder Fehler und versucht wieder, diesen Fehler gut zu machen und bittet mich um Verzeihung, und ich gewähre ihm meine Verzeihung usw.“ Das ist ein endloser Prozess des Lernens. Ich hab gestern auch von diesem Vers erzählt, wo es heißt, ich habe euch erschaffen als Mann und Frau, damit ihr euch gegenseitig kennen lernt. Auch da haben wir den permanenten Prozess des Lernens, einen permanenten Diskurs.

Wie es mir wirklich bei diesen zwei Tagen gegangen ist: Ich glaube, ich habe es am Anfang meines gestrigen Vortrags auch erwähnt: Je länger ich da bin, desto komplizierter und schwieriger wird das Thema.

THEODOROS ALEXOPOULOS: Wenn man auf die altkirchlichen Quellen achtet – sowohl in der lateinisch-patristischen als auch in der östlichen Tradition – ist „Gebet“ jeweils unmittelbar mit einem konkreten Glaubensinhalt und mit einer konkreten Lebenserfahrung verbunden. [...] Das trifft auch für die Muslime zu. Auch sie haben ihre besondere Lebenserfahrung. Deshalb ist ein Gebet im eigentlichen Sinn gemeinsam nicht möglich [...].

MARTIN JÄGGLE: Dass Vielfalt notwendigerweise mit viel Konflikten verbunden ist, das scheint mir ganz wichtig zu sein. Konflikte an sich sind nicht das Problem! Es gibt nur problematische Umgangsformen mit Konflikten. Spannung ist Energie. Das Problem liegt im Kurzschluss. Von daher ist jeder Konflikt eine unglaublich große Chance – ein Beispiel von Peugeot/Citroën: Dieser Konzern kam auf die Idee, Vielfalt müsse gelebt werden können. Das führte in einem niederösterreichischen Werk des Konzerns dazu, dass Muslime eines Tages in der Arbeitszeit ihr rituelles Gebet pflegten – in der Arbeitszeit. Dagegen regte sich natürlich bei allen anderen Widerstand. Einer meinte: „Dann komme ich auch mit dem Rosenkranz.“ Ich fragte ihn daraufhin, ob er den zuhause auch bete. „Nein, aber es muss halt was dagegen unternommen werden.“ Wir haben dort gemeinsam mit den Arbeitern dann eine Lösung

entwickelt. Letztendlich beschloss die Firmenleitung die Möglichkeit zur Weiterbildung in der Arbeitszeit auf freiwilliger Basis. Das zeigt, dass ein Konflikt eine Chance birgt. Die hätten sich nie mit der Frage des Gebets beschäftigt, nie mit der Frage, was Gebet bei Christen heißt, was es bei Muslimen bedeutet. Von daher wünsche ich mir viele Konflikte, aus denen etwas gemacht wird, und wo dann etwas riskiert wird.

Es wurde schon angesprochen, dass Glaube etwas mit Gewissheit zu tun hat, nicht aber mit Sicherheit! Gewissheit und Sicherheit gleichzusetzen ist ein großes Problem. Die Balance zwischen Nähe und Distanz, die Frau Prof. Heine zum Titel ihres Vortrags gemacht hat, müssen wir ständig neu suchen.

Ich will noch einmal auf ein anderes Beispiel aufmerksam machen: In Österreich gab es seit der ORF-Reform 1967 eine ökumenische Morgenfeier. Fast 30 Jahre lang mussten Vertreter von drei verschiedenen Kirchen jeden Sonntag eine halbe Stunde miteinander zurecht kommen. Und es war eine Feier. Und dieser spirituelle Dialog, der da öffentlich stattfand, für den man sich vorbereiten musste und der eben öffentlich war, hat hier den Boden eines ökumenischen Klimas geschaffen wie kaum in einem anderen Land. Bräuchten wir nicht etwas Ähnliches – freilich in anderer Art – jetzt wieder? Denn mit Recht wurde ja problematisiert: Die Begegnungen sind viel zu punktuell, sie haben zu wenig Kontinuität, zu wenig Nachhaltigkeit. [...] Brauchen wir nicht ganz ungewöhnliche Räume, Orte, Medien, in denen man teilt, was einen jeweils beglückt.

AUS DEM PLENUM (SULE DURSUN): Als Muslime in der Anfangszeit verfolgt wurden, empfahl der Prophet, Mohamed Ali ist sein Name, einer Gruppe: „Geht nach Abessinien, dort herrscht ein christlicher König. Er ist sehr gerecht und vertrauenswürdig.“ Das sagt für mich sehr viel aus: Das bedeutet, Religion soll akzeptiert werden und Wertschätzung ist sehr wichtig, aber die Menschlichkeit steht im Mittelpunkt.

AUS DEM PLENUM: Zur Betonung des Nizäno-Konstantinopolitanums durch Prof. Alexopoulos: Das ist ein interessanter Gedanke und wichtig für weitere ökumenische Überlegung, aber ich würde von da her ihr Wort abwandeln und sagen: Der Härtefall ist nicht, dass es verschiedene Religionen gibt, sondern der Härtefall ist eigentlich, dass die Christen sich nicht einigen können.

SUSANNE HEINE: Eine Rückfrage zur Wortmeldung von Prof. Alexopoulos, dass ein christlich-muslimisches Gebet nicht möglich ist: Welche Form von „Gebet“ meinen Sie? Dass ein Gebet, das alle gemeinsam formulieren, nicht möglich ist, dieser Meinung bin ich auch. Für mich ist aber möglich, [...] dass Christen und Muslime zusammenkommen und jeder aus seiner Religion heraus spricht. Und das, was sie sprechen lässt, sind eigentlich jeweils aus der eigenen Religion heraus nur drei Dinge: der Lobpreis Gottes, Dank oder Bitte. Mehr ist eigentlich nicht möglich. Alle anderen Gebetsformen sind dann sozusagen den Glaubensgemeinschaften in ihren eigenen Gebetszusammenkünften vorbehalten. Würden Sie das auch für nicht möglich halten? Eine erste Form hatten wir gestern auch hier praktiziert.

THEODOROS ALEXOPOULOS: Es gibt noch mehr Raum für ein gemeinsames Sich-an-Gott-Richten mit den Muslimen. Die muslimische Religion betont z. B. stark das Apophatische, also das Lob an Gott, dass er unendlich ist, und Ähnliches. Das heißt: Die apophatische Rede-

weise ist ein gemeinsamer Punkt mit den östlichen christlichen Kirchen. Für mich wäre jetzt konkret zu sagen: Man kann ein gemeinsames Segnen aussprechen, segnen, nicht „Gebet“ im engeren Sinn, das auch bei den Vätern mit einem konkreten Glaubensinhalt verbunden ist. Also man kann gemeinsam segnen, z. B. für Themen, die von allgemeinem Interesse sind: etwa für den Frieden, für die Schöpfung. Aber ich kann dabei nicht „Allah“ aussprechen, weil mein Gott nicht „Allah“ heißt. – MODERATION: Für die christlichen Araber ist aber „Allah“ die normale Anrede Gottes. – PROF. ALEXOPOULOS: Für mich nicht. Meine Tradition auf Basis der Väter ist für mich entscheidend, dahinter steht ja immer auch eine bestimmte Lebenserfahrung.

AUS DEM PLENUM (JOHANN HAUSREITHER): Wir haben an der KPH in Wien [...] auch syrisch-orthodoxe Gottesdienste, in denen der jeweilige Vorsteher gemäß der dieser Tradition eigenen Weise die Gottesanrede „Allah“ ausspricht.

Ich möchte aber ein wenig auf die Meta-Ebene kommen und die Differenzen innerhalb des Christentums bewusst machen: Wenn unsere Studierenden erstmals einen orthodoxen Gottesdienst erleben, ist für sie das mitunter fremder als möglicherweise ein muslimisches Freitagsgebet. Ich denke, es ist auch in der theologischen Rede so, dass eben Begegnung mit einer Theologie, mit der man nicht im Alltag zu tun hat, zunächst einmal die Frage stellt: Welcher Sprachgebrauch herrscht hier vor. Ausgehend von dieser Metaebene ist m. E. ein gutes Weiterdenken möglich.

AUS DEM PLENUM: Ein Gedanke, der mich persönlich sehr beschäftigt, ist: Ich bin Ordensfrau, aber ich hab mir meinen Glauben ursprünglich nicht selbst ausgesucht. Ich habe mein Christsein nachträglich bestätigt in der Firmung und in meiner Ordensprofess und ich versuche [...] das Christsein im Alltag zu leben. Ich vermute sehr stark: Wäre ich in einem anderen Kulturkreis zur Welt gekommen, würde ich wahrscheinlich mit der gleichen Gewissheit einer anderen Glaubensform leben. Und diese Gewissheit, die ich aufgrund von vielen Erfahrungen einerseits errungen habe und die mir andererseits geschenkt wurde, heißt noch lange nicht zu sagen: Ich habe Recht.

AUS DEM PLENUM (MARTIN SINDELAR): Frau Prof. Heine sprach drei Gebetsgattungen an, die gemeinsam möglich sind: Lobpreis, Dank und Bitte. Das bestätigt auch die orthodoxe Seite. Ich meine, da müsste noch weiter differenziert werden. Denn ein Hochgebet in der katholischen Liturgie ist Lobpreis mit Elementen des Dankes und Elementen der Bitte. Wie lässt sich das unterscheiden, außer dass wir natürlich in rituellen Kernvollzügen unserer Glaubensgemeinschaft beheimatet sind?

THEODOROS ALEXOPOULOS: Das Unterscheidende ist: Die Muslime richten sich an ihren Gott, und der heißt „Allah“. Und Muslime haben ihre Vorstellung von Gott, die mit unserer in keiner Weise übereinstimmt. Wir wenden uns an den Vater durch den Sohn im Heiligen Geist, d. h. an göttliche Personen. Das ist eine ganz andere Vorstellung. Wesentlich ist der christologische Bezug: Wir wenden uns an Jesus Christus, den Erlöser. Das ist also eine ganz andere Vorstellung: Der Unendliche, Ewige, Ungeschaffene, Absolute steigt herab und wird Mensch.

FRANZ GMAINER-PRANZL: [...] Zum einen ist klar, dass das Hochgebet als Teil des sakramentalen Vollzugs eine gewisse Zugehörigkeit zu einer Community impliziert. [...] In diesem Sinn wird in diesem normativ vorgegebenen Gebetstext auch der Name des Bischofs genannt, um eine gewisse Partizipation zum Ausdruck zu bringen. Das ist das eine. Auf der anderen Seite sind wir [...] herausgefordert darüber nachzudenken: Theologien und Glaubens-traditionen sind ja nicht geschlossene Systeme, sondern ich kann jetzt nur von meiner, der biblischen Tradition sprechen: Das Neue Testament weiß, dass Jesus den Glauben außerhalb Israels gefunden hat. Es weiß, dass Jesus selber gelernt hat, von der syrophönizischen Frau. Und wir haben 2000 Jahre Lernerfahrung, dass wir uns natürlich zu Jesus als dem Christus bekennen, aber Glaube, Wahrheit und Heil auch anderswo finden. Und lesen Sie einmal das Erste Hochgebet durch, den sogenannten Canon Romanus, da finden Sie Stellen, an denen die Rede ist von Melchisedek, von Abraham, da gibt es Ausblicke auf Figuren, die überhaupt nicht katholisch sind. Und es ist eigentlich eine Theologie der Religionen, die noch gar nicht richtig entdeckt ist. Mein Plädoyer: In der eigenen Theologie, auch in der eucharistischen Feier, Anschlussstellen, Öffnungen zu finden und wahrzunehmen [...].

SUSANNE HEINE: Zum Hochgebet: Ich glaube nicht [...], dass es möglich ist, die eigene Tradition anzuschauen und zu fragen, wo gibt es Anknüpfungspunkte zum Islam [...]. Daher gehe ich nicht so vor, dass ich frage: Wo kann ich in unserer christlichen Tradition anknüpfen, weil alles, auch alle Gebete im liturgischen Kontext, steht eben in einem Kontext. Ich kann daher nicht aus einem Hochgebet z. B. eine Bitte und einen Dank herausnehmen und sagen, das ist anschlussfähig. Ich kann die Tradition nicht in Scheibchen zerlegen und sagen: Das eine Scheibchen machen wir mit den Muslimen und das andere Scheibchen lassen wir weg. Ich gehe davon aus, dass Begegnungen mit Menschen anderer Religionen auf dieser Basis der Gewissheit ein Neuanfang sind. Weil Muslime mit uns leben, weil sie unsere Mitbürger/innen sind, deswegen treffen wir uns mit ihnen, deshalb wollen wir sie verstehen, deswegen haben wir die Hoffnung, dass wir uns ihnen zu verstehen geben können. Das ist ein ganz neuer Ansatz. Dann ist die Frage: Was ist jetzt an gemeinsamer „Feier“ [...] möglich? Und das sind für mich eben im Wesentlichen: Lobpreis Gottes, Dank und Bitte – und zwar nicht, weil es uns darum geht, die Religionen zusammenzubringen, sondern weil es einen konkreten Anlass gibt: einen schulischen Anlass, eine Katastrophe, aber auch vielleicht ein erfreuliches Anliegen, das zu Dank verpflichtet. Aber was mir ganz entscheidend wichtig ist: Dem muss etwas ganz Anderes vorausgehen: Alle, die solche gemeinsamen Begegnungen, Veranstaltungen machen, müssen bereits in der anderen Religion kundig sein, dass sie bereits mit anderen gesprochen haben, mit ihnen im Dialog stehen. Und es kommt noch dazu, dass sich oft Christen in einen solchen Dialog hinein begeben, die zu wenig Ahnung von der eigenen Religion haben. Unter diesen Voraussetzungen ist das ganze Unternehmen zum Scheitern verurteilt. [...] Christlich-muslimische Beziehungen sind in erster Linie eine Frage der religiösen Bildung. Wir müssen von einander etwas wissen – und zwar nicht im Sinne von Schablonen. Ein Beispiel: Auch für Christen ist Gott einer! Aber ich habe als Christin diesen einen als Dreieinigen erkannt. [...] Es geht also um einen Lernprozess aus der Begegnung von Gewissheiten. Erst dann kann ich eine Einfühlung in das entwickeln, was ich etwa bei einer gemeinsamen Feier machen kann oder nicht machen kann – aus der konkreten Situation, mit einer bestimmten Gruppe, an einem bestimmten Ort. Das kann kein Mensch jemals theoretisch vorwegnehmen. Dafür kann ich keine Handreichung im Vorhinein geben, wie sich überhaupt im Grunde nichts an

einer konkreten Situation, wie sie stattfindet, theoretisch vorwegnehmen lässt. [...] Vorwegnehmen kann ich Grundsatzfragen.

Ich mache noch eine Bemerkung zur Aussage „Gott ist einer“. Wenn Menschen versuchen, die Einheit in ihre Wirklichkeit zu ziehen, die ja vielfältig ist, dann entsteht daraus Totalitarismus. Das haben wir ja erlebt, diese Neigung besteht bei Christen und bei Muslimen, ich würde sagen: Sie besteht bei Menschen. Jetzt aber führe ich den Gedanken christlich gedacht weiter: Wenn Gott einer, aber die Welt vielfältig ist, dann haben wir Menschen keinen Zugang zur Einheit in dem Sinn, dass wir Einheit ohne Totalitarismus verwirklichen können. Aber Gott sind keine Grenzen gesetzt. Und deshalb kann Gott die Vielheit in sich aufnehmen. Das ist die Grundlage des christlichen Trinitätsverständnisses. Gott keine Grenzen zu setzen. Wir können nicht zu Gott, aber Gott muss es freistehen, einerseits in die vielfältige Wirklichkeit einzugehen und andererseits sie in sich aufzunehmen. Das ist der theoretische Rahmen der Trinitätslehre. [...] Es muss von christlicher Seite möglich sein, diesen Grundgedanken als Basis des Trinitätsdenkens auf einfache Weise zu erklären – auch Muslimen. Und es ist möglich, wenn nicht bloß in Formeln geredet wird, sondern im Sinn des geistlichen Nachvollzugs.

AUS DEM PLENUM (MARKUS LADSTÄTTER): Zu Frage von Bitte, Dank und Lobpreis. Diese Aussage impliziert ja nicht, dass *alle* Formen von Bitte, Dank und Lobpreis für interreligiöse Feiern geeignet sind. Ein berühmtes Beispiel wären im katholischen Bereich die Fürbitten: Ich kann Fürbitten sprechen auch im interreligiösen Kontext, wenn ich sie dann aber schließe wie klassisch katholisch „durch Christus, unsern Herrn“, dann wird es schon schwieriger im interreligiösen Bereich.

Ein wichtiges Lernergebnis bei dieser Tagung war für mich: Es gibt einen *Intimraum* einzelner Religionsgemeinschaften, der nicht geeignet ist für die Freigabe und die Willkür. Wie der Intimraum genau definiert wird, da haben wir an den Grenzen unklarer Begrifflichkeiten einigermaßen laboriert. Was mir aber wichtig erscheint: Dieser Intimraum ist zu wahren. Gleichzeitig bleibt aber außerhalb dieses Intimraums ein recht weites Feld übrig, auf dem wir uns konstruktiv und verantwortungsvoll von allen Religionsgemeinschaften bewegen dürfen. Dazu fühle ich mich ermutigt durch diese Tagung und durch die Beiträge [...] Da uns dieses Thema in Zukunft als Kirchen und Religionsgemeinschaften Europas weiterhin intensiver begleiten wird, bedarf es einer Theologie der Religionen auf theologischer Ebene bis hin zu den Gemeinden. Wir müssen unsere Verantwortung vor diesem pluralen Kontext neu formulieren lernen – alle: Christen und Muslime und andere auch. In diesem Sinn wünsche ich mir, dass dieses Thema der interreligiösen Begegnung im Bereich der Liturgie und im Bereich der Aktivitäten des Österreichischen Liturgischen Instituts und der Kommission weiterhin einen bleibenden Platz haben wird. Das sage ich jetzt auch in meiner Verantwortung für den interreligiösen Dialog in Österreich, den ich ein Stück weit wahrnehme. Es wäre mein Wunsch und meine Hoffnung, dass im liturgischen Bereich weiter nachgedacht wird und Nachhaltigkeit diesem Thema zukommt.

AUS DEM PLENUM (RICHARD GEIER): [...] Ich glaube, dass wir für ein gemeinsames Beten miteinander oder nebeneinander noch gar nicht reif sind im derzeitigen Stadium der Begegnung. Aber wie wäre es, wenn wir miteinander schweigen würden, meditieren. Wenn 50 Muslime und 50 Christen eine Stunde zusammensitzen und schweigen, intensiv meditieren, dann entsteht eine unglaubliche Dynamik, eine unglaubliche Potenz, da brauchen wir uns

dann nicht über Begriffe streiten (Bittgebet oder Fürbitte oder ekklesiale Dimension des Gebets). Dann wären wir in der Mystik, die uns m. E. im Dialog zwischen den Religionen voranbringen wird.

AUS DEM PLENUM (P. EWALD VOLGGER OT): [...] Es wäre ja spannend, wenn wir Zeit hätten, an einem ganz konkreten Beispiel jetzt auch einmal den Dialog weiter in die Tiefe zu bringen. Wir haben formal über das Gebet gesprochen, aber es ist auch wichtig zu fragen, was im Gebet geschieht, zu erkunden, was wir beabsichtigen und wozu wir durch das Gebet bewegt werden. Denn wenn ich davon ausgehe, dass die schwierige Rede von der Trinität deutlich machen kann, dass wir als Betende hineingenommen sind in die Beziehung mit dem Vater durch den Sohn, dann bedeutet das: Uns wird Beziehung geschenkt, eine Beziehung, die uns den Gott der Liebe eröffnet. Und wenn wir so in diese Beziehung hineingenommen werden, dann heißt das, dass wir eine Identitätserfahrung als Menschen machen dürfen. [...] Wenn wir uns als von Gott geschaffene Geschöpfe in die Liebe hinein genommen erfahren, dann erfahren wir in diesem Gespräch mit Gott, wozu wir angeregt werden im menschlichen Miteinander.

Wir haben vorhin die formalen Aspekte des Hochgebets angesprochen: Lobpreis, Dank, Bitte. Wir können Gott loben für dieses In-ihm-Sein, für das In-die-Liebe-hineingenommen-Sein, und uns dankbar erinnern, welche Geschichte Gott mit uns Menschen geht. Dann wird uns auch im Lebensbeispiel Jesu und zugleich in der Erinnerung an ihn bewegend im Herzen mitgeteilt, wozu wir heute aufeinander hin bewegt werden. Denn die Bitte, die daraus erfolgt, ist ja der Blick in unsere Kontingenzerfahrungen des Lebens, in die Ohnmachtserfahrungen unseres Lebens, dorthin, wo wir eben den begleitenden Gott brauchen für unsere Lebensgestaltung. Und dort treffen wir uns ganz einfach als *Menschen* wieder – in der Herausforderung der Lebens- und Weltgestaltung. Das wäre für mich so etwas, in dem wir – auch in einer sehr orthodoxen Theologie – eine Gemeinsamkeit erkennen dürfen. Die unterschiedlichen Formen, die eine Religion bzw. Konfession schützen will, führen hin auf das gemeinsame geteilte Leben.

MODERATOR FRANK WALZ *schließt Gespräch und Symposium insgesamt ab*: Symposium bedeutet Tischgesellschaft. Wir haben uns gemeinsam an Tische gesetzt, haben manches auf den Tisch gelegt, wenig unter den Tisch fallen lassen.

Es sind Richtungen sichtbar geworden, in denen wir weiter gehen können. Danke den Referenten, der Referentin, den Workshop-Leiterinnen und -Leitern, danke allen für das Dasein und das engagierte Beteiligen.

Ich schließe mit einem Zitat vom Klappentext des Buches *Bernhard Uhde: Warum sie glauben, was sie glauben. Weltreligionen für Andersgläubige und Nachdenkende* (Herder 2013). Da steht unter der Überschrift „Der Weg zum Verstehen, ein Weg zum Frieden“:

„Es geht im Verhältnis der Religionen darum, das jeweils Andere als Anderes zu erkennen und damit das Eigene zu bestimmen, aber auch darum, zu sehen, was die Glaubenden prinzipiell verbindet. Den anderen von innen her zu verstehen. Dazu lädt dieses Buch ein. Es ist der Beginn eines Weges. Doch auch der Beginn ist nicht ohne Wert, in dem dieser Weg Gegensätze in Unterschiede zurücknimmt. Unterschiede in Respekt oder gar Liebe. Das ist der Weg zum Frieden.“

Sie erkennen in diesem Zitat viele Stichworte wieder, die auch auf unserer Tagung gefallen sind.